
Martin Buchholz

Was (freikirchliche) Christen singen

Wahrnehmungen eines Liedermachers

Zunächst eine Beobachtung und eine Entschuldigung. Die Beobachtung: Christen singen. Der Satz klingt einfach, ist aber bemerkenswert. Denn abgesehen von den Fangesängen in den Fußballstadien oder den schunkelnden Gesängen im Karneval sehe ich in unserer Gesellschaft des 21. Jahrhunderts kaum einen anderen lebensweltlichen Kontext, in dem das gemeinsame Singen so selbstverständlich verankert ist, wie in den Zusammenkünften von Christen, in Gottesdiensten und auf Kirchentagen, vom Kindergottesdienst bis zum Seniorenkreis, in Jugendgruppen, auf Festivals und Freizeiten. Wenn Christen zusammenkommen, dann singen sie auch. Und das ist gut so, wie der Reformator Martin Luther schon vor 500 Jahren befand. Denn: „Wer singt, der sorgt sich nicht viel. Er ist fröhlich und schlägt alle Sorgen mit Singen in die Flucht!“

Dass Singen „glücklich“ macht, haben Psychologen längst bestätigt. Doch bei den Liedern der Christen geht es um weit mehr als nur um gute Stimmung. Lieder stiften Gemeinschaft, untereinander und vor Gott. Sie sind eine unverzichtbare Lebensäußerung des Glaubens. Zwar sagt der aufrechte Protestant: „Der Glaube kommt aus dem Hören“, und meint damit zunächst das gesprochene Wort. Doch die Sprache des Herzens ist zuerst die Musik. Unsere Seele will singen. „Singt dem Herrn ein neues Lied!“ beginnt Psalm 98; und nicht: „Haltet dem Herrn einen neuen Vortrag!“ Lieder bergen ein Geheimnis. Sie gehen tiefer als bloße Worte. Es gibt Lieder, die uns auf der Lebensreise begleiten, uns immer wieder trösten, stärken und ermutigen. Und andere, die uns dauerhaft ärgern, die wir aber trotzdem nicht los werden, weil sie uns stets wieder begegnen.

Welche Lieder sind das – vor allem im freikirchlichen Kontext? Und wie haben sie sich verändert von den 1970er Jahren bis heute: musikalisch und theologisch, in Gottesdiensten, Konzerten und anderen Zusammenhängen?

Dazu nun gleich die Entschuldigung: Wer hier eine wissenschaftlich fundierte Untersuchung zu der Rolle von Musik im Gottesdienst und der Entwicklung der christlichen Musikszene erwartet oder gar einen auch nur annähernd „vollständigen Überblick“, den muss ich enttäuschen. Es geht hier um meine subjektiven, biografisch gefärbten Erfahrungen als Christ, Gemeindemitglied, Liedermacher und Prediger. Entsprechend kritisch sollten Sie meine Beobachtungen bitte mit Ihren eigenen abgleichen und ergänzen. Für typisch freikirchlich in Sachen Musik halte ich an meiner Biografie vor allem die Erfahrung von Gemeinde als Lernfeld.

Ich bin als Kind in den 1970er Jahren in der Freien evangelischen Gemeinde Cuxhaven aufgewachsen, schrieb als Teenager 1980 in Norderstedt bei Hamburg meine ersten eigenen Lieder zur Gitarre, die ich mit einem „Sing-Team“ auch in meiner Gemeinde ausprobieren (und hinterher verbessern) konnte. Ich begleitete das gemeinsame Singen im Jugendkreis und auf Freizeiten, sang ab 1986 in dem Gummersbacher Jugendchor „Con-Takte – Chor und Band“ und studierte ab 1989 evangelische Theologie in Bonn. 1991 gründete ich mit Carola und Eberhard Rink die Kleinkunstformation „Quodlibet“, mit der ich – neben meiner Arbeit als Hörfunk- und TV-Journalist – zehn Jahre lang mit eigenen Liedern bundesweit zu Konzerten unterwegs war. Seit 2001 gestalte ich meine Programme aus Songpoesie und Geschichten solistisch oder mit musikalischem Begleiter, gebe bis heute Konzerte in Kirchengemeinden, Kleinkunsttheatern oder auf Kirchentagen, predige und singe in Gottesdiensten von Kirchengemeinden und Freikirchen und referiere mit thematischen Impulsen und meinen Liedern u. a. bei „Frühstückstreffen für Frauen“.

2017 ist meine siebte Singersongwriter-CD erschienen mit dem Titel: „Kein Herz, das liebt, bleibt unverehrt.“ Eine Reihe meiner Lieder wie „Das wünsch ich dir“, „Halt deine Hand über unsere Kinder“, „Gnädiger Gott“ oder „Mich wundert, dass ich fröhlich bin“ sind in verschiedenen Liederbüchern veröffentlicht worden und Ihnen darum vielleicht schon in Ihrer Gemeindegarbeit begegnet.

So ziemlich alle christlichen Musiker, die ich kenne, sind in ihrer Kindheit und Jugend durch ihre Gemeinde auf ähnliche Weise geprägt worden. Dass in Freikirchen die Musik nur selten ausschließlich hoch qualifizierten Fachleuten überlassen wird und man stattdessen das „musikalische Priestertum aller Gläubigen“ pflegt, sorgt zwar gelegentlich für schlechte Musik im Gottesdienst, ist aber trotzdem gut und hilfreich für die Nachwuchsförderung. Dass für die Entwicklung und Persönlichkeitsreife der nachwachsenden Begabten auch immer wieder die konstruktive Kritik aus der Gemeinde und von erfahrenen Musiker-Kollegen nötig ist, versteht sich hoffentlich von selbst.

Zurück zur Frage: Welche Lieder sind mir im gemeindlichen Kontext begegnet und begegnen mir heute? Was nehme ich wahr an Kontinuität und Wandel? Beginnen wir in der Gegenwart: Im Januar 2018 war ich als Prediger eingeladen zu einem ökumenischen Gottesdienst in Weinstadt bei Stuttgart. Jedes Jahr treffen sich hier circa tausend Christen aus der evangelischen und katholischen Kirche sowie aus diversen Freikirchen der Region zu einem gemeinsamen Gottesdienst in der Turnhalle. Was würde mich hier musikalisch erwarten? Rechts neben der Bühne saßen an die 50 Bläser, auf der linken Seite stand ein mindestens ebenso großer gemischter Chor, auf der Bühne platzierte sich eine Band mit Schlagzeug, Bass, Gitarren, einem Geiger und einigen Sänger*Innen. Ein solch buntes musikalisches Aufgebot kenne ich sonst nur von Großveranstaltungen auf Kirchentagen. Die Bläser intonierten ein Intro und begleiteten dann die Gemeinde bei einem Choral aus dem 16. Jahrhundert: „Nun jauchzt dem Herren alle Welt“. Band und Chor spielten dann gemeinsam und mit der Gemeinde den

Worship-Song „10.000 Gründe“, ein ursprünglich englisches Lied von 2011, das in seiner deutschen Fassung hierzulande durch die „Outbreak-Band“ bekannt geworden ist: „Komm und lobe den Herrn, / meine Seele sing. / Bete den König an! / Sing wie niemals zuvor, / nur für Ihn / Und bete den König an.“ Danach übernahm der Chor die Führung und sang mit Band-Begleitung ein flottes geistliches Lied mit jazzig angehauchten Akkorden von 1979, ein typischer Kirchentagsong, der inzwischen auch im Evangelischen Gesangbuch steht: „Ich lobe meinen Gott, der aus der Tiefe mich holt, damit ich lebe ...“

Kurz: In diesem Gottesdienst kam musikalisch – bis auf Gospel und Orgel – alles zusammen, was derzeit in der kirchlichen Szene gesungen und musiziert wird, sich aber abseits ökumenischer Gottesdienste nach meiner Wahrnehmung immer noch eher in getrennten Welten abspielt. Denn es wird Sie kaum überraschen zu erfahren: Bläser und Chor kamen aus den Landeskirchen, das „Lobpreis-Team“ der Band aus den Freikirchen. Denn so gut wie jede Freikirche, die musikalisch etwas auf sich hält, hat mittlerweile eine eigene Lobpreis-Band für ihre Gottesdienste.

Da sind wir heute. Von wo sind wir hierher gekommen? Dazu einige „historische“ Streiflichter aus dem freikirchlichen Umfeld.

Aus meiner Kindheit in den 1970er Jahren erinnere ich mich spontan an vier Lieder aus vier gemeindlichen Kontexten, die ich auch heute noch zumindest teilweise auswendig singen kann. Am Lagerfeuer schmetterten wir zur Gitarre: „Macht Platz, räumt auf! / Gott will neu beginnen! / Macht Platz, räumt auf! Gott fängt neu mit uns an.“ – frische Aufbruchsstimmung mit einer schmissigen Melodie von DDR-Liedermacher Jörg Swoboda.

Im Kindergottesdienst lernte ich: „Hast du den rechten Kurs für dein Leben? / Sag, kennst du Jesus? Kennst du sein Wort? / Wie nur ein Kompass Richtung kann geben, / führt es zu neuem Leben aus Gott! / Wiedergeboren zu neuem Leben – sprich durch dein Wort zu mir!“ – eine heitere Melodie mit klarer religionspädagogischer Ermahnung von Ilse Fromme aus dem Diakonissen-Mutterhaus Aidlingen (1964).

Im Gottesdienst bei den Erwachsenen erklang neben den alten Chorälen gelegentlich auch schon einmal der schnell berühmt gewordene erste Schlager aus Kirchenkreisen: „Danke für diesen guten Morgen ...“ von Martin Gottward Schneider, ein Song, der 1961 für Aufruhr sorgte. Christliche Inhalte als Schlager? „Unwürdig und lächerlich“, ukten viele. Doch bis heute ist der Song das einzige Kirchenlied, das sich für sechs Wochen in den Charts der deutschen Hit-Parade platzieren konnte.

Für meine Eltern und Großeltern sehr bedeutsam war die alljährliche „Glaubenskonferenz“ der Freien evangelischen Gemeinde am Hamburger Holstenwall. Wir Kinder mussten mit. Meine bleibende Erinnerung: Jede Glaubenskonferenz wurde stehend und inbrünstig mit diesem Lied beendet: „Wenn nach der Erde Leid, Arbeit und Pein / ich in die goldenen Gassen zieh ein, / wird nur das Schauen meines Heilands allein / Grund meiner Freude und Anbetung sein. /

Das wird allein Herrlichkeit sein, / wenn frei von Weh ich sein Angesicht seh!“ Dieses Lied von Charles H. Gabriel aus Iowa, USA, hat Hedwig von Redern 1905 ins Deutsche übertragen. Die Adelstochter von Redern war inspiriert worden von dem schwäbischen Erweckungsprediger Elias Schrenk. Die schmerzhaft erfahrene Erde als Jammertal ist allerdings nach meiner Wahrnehmung auch unter freikirchlichen Christen heute nicht mehr sonderlich populär.

Zwischenfazit zu diesen vier Liedern: ein „erweckliches Heilslied“, ein Folksong, zwei Schlager-Melodien. Schon in den 1970er Jahren hatten also auch die jüngeren geistlichen Lieder ihren Platz im Gesang der Gemeinde und ihrer Gruppen gefunden. Doch nur eines dieser vier Lieder wurde 1978 ins offizielle Gesangbuch „Gemeindelieder“ der Evangelisch-Freikirchlichen Gemeinden und des Bundes Freier evangelischer Gemeinden aufgenommen. Es war: „Das wird allein Herrlichkeit sein ...“ (Lied-Nr. 454). Sogar „Danke für diesen guten Morgen ...“ schaffte den Sprung ins Gesangbuch erst 25 Jahre später, 2003 im neu herausgegebenen Liederbuch „Feiern und Loben“. Die Debatte, welche Lieder in ein aktuelles, zeitgemäßes Gesangbuch für die Gemeinden gehören, ist also keineswegs neu. In den „Gemeindeliedern“ von 1978 findet sich jedenfalls kein einziges der frühen Lieder von Manfred Siebold oder Peter Strauch, ja, noch nicht einmal die damals schon weithin bekannte Melodie von Siegfried Fietz zu Bonhoeffers Text „Von guten Mächten wunderbar geborgen“. Dass ein christliches Lied im Gemeindekontext gerne und häufig gesungen wird, ist nach meiner Beobachtung bis heute immer noch eher selten ein entscheidendes Kriterium für die Liedauswahl von Gesangbuch-Kommissionen. Außerdem brauchen sie für eine neue Edition häufig so lange, dass das Liederbuch, wenn es endlich in den Druck geht, schon wieder überholt ist. Als die Kommission für das Evangelische Gesangbuch (EG) 1993 ihre Arbeit abschloss, hatte sie 149 Mal getagt. Wie lange die nächste Kommission brauchen wird und mit welchem Ergebnis – man darf gespannt sein.

Und schon in den 1970er Jahren scherten sich Gemeindegruppen wenig darum, welche Lieder im offiziellen Gesangbuch stehen. Heute, im Zeitalter von PowerPoint und Beamer, stellt sich erst recht die Frage, wie aussichtsreich der Versuch sein kann, ein neues Gebrauchsliederbuch für die Gemeinden aufwendig zu erarbeiten, das den unterschiedlichen Kontexten der Gemeindegliederarbeit halbwegs gerecht wird.

Weiter in der Zeitreise: In den frühen 1980er Jahren haben vor allem die neuen Gemeindelieder von Peter Strauch einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Strauch war bis 1983 Leiter der Bundesjugendarbeit, bis 1991 Bundespfleger, danach bis 2008 Präses im Bund Freier evangelischer Gemeinden. Seine eingängigen, leicht singbaren Lieder waren fast immer als persönliche Gebete formuliert und in diesem Sinne durchaus Vorläufer der späteren „Lobpreis-Lieder“, die in den 1990er Jahren entstanden. Doch – ich greife vor: Während die Bilder und Metaphern vieler Worship-Songs oft gewaltige weltumspannende kosmologische Ausmaße haben (der große König, Ewigkeit, alle Nationen ...), geht es in

den Liedern von Peter Strauch meist in einfacher Sprache um „Jesus und mich“ und also um die persönliche Jesus-Beziehung: „Jesus, wir sehen auf dich. / Deine Liebe, sie will uns verändern, / und in uns spiegelt sich deine Herrlichkeit. / Jesus, wir sehen auf dich.“ (1982). Es geht um den Zuspruch *und* den Anspruch von Jesus in seiner Beziehung zu uns: „In das Leid der Welt hast du uns gestellt, / deine Liebe zu bezeugen. / Lass uns Gutes tun und nicht eher ruhn, / bis wir dich im Lichte sehn“ (1979).

Als Lied-Dichter und Prediger auf Bundesjugendtreffen, Konferenzen und Festivals wurde Peter Strauch zu einer der prägenden Figuren der Freikirchen. Meine bleibende Erinnerung an ihn ist zuerst sein stetes menschenfreundliches Lächeln, mit dem er von Jesus erzählte. Wer ihm zuhörte, dachte unwillkürlich: „Toll, der ist so nett. Dann muss auch was Gutes dran sein an dieser persönlichen Jesus-Beziehung.“ Dabei war die Botschaft seiner Predigten und Lieder durchaus anspruchsvoll und fordernd. Denn die Liebe Jesu, „sie will uns verändern“! Die Gegenfrage aber muss erlaubt sein: Was ist, wenn diese Liebe uns *nicht* nachhaltig „verändert“? Was, wenn meine innige Jesus Beziehung (und was genau ist das eigentlich?) mich nicht zu einem „besseren“ Menschen macht? Dann ist offenbar an dieser Beziehung etwas faul? Welches Konzept von Heiligung des Lebens durch Christus steckt dahinter? Andererseits hat mich Peter Strauch auch beeindruckt mit seinem Mut, persönliche Niederlagen und Durststrecken des Glaubens offen zu thematisieren, besonders eindrucksvoll in seinem Buch „Entdeckungen in der Einsamkeit“ (12. Auflage 2003). In diesem Zusammenhang hat er 1981 ein Lied geschrieben, das nach meinem Empfinden auch künftig weiterwirken wird: „Meine Zeit steht in deinen Händen. / Nun kann ich ruhig sein, / ruhig, Herr, in dir. / Du gibst Geborgenheit, / du kannst alles wenden. / Gib mir ein festes Herz. / Mach es fest in dir.“

Anfang der 1980er Jahre machte eine neue Generation christlicher Bands mit anderen Tönen und Texten auf sich aufmerksam. Als Teenager übte ich 1980, die Lieder von „Arno und Andreas“ auf der Gitarre nachzuspielen: „Man sagt, er war ein Gammler ...“ oder: „Es ist ein guter Weg, den Gott mit mir geht ...“. Ich behaupte: Für meine freikirchlich aufgewachsene Generation waren besonders „Arno und Andreas“ so etwas wie eine kleine Kulturrevolution. Der Sozialarbeiter Arno Backhaus und der baptistische Theologiestudent Andreas Malessa lieferten uns mit ihren Liedern und Konzerten die Identifikationsfläche für ein christliches Lebensgefühl, das wir gut fanden: Mit Ernst fromm sein, muss nicht humorlos und weltfremd heißen. Das offene Bekenntnis zu Jesus Christus war bei den beiden keine Kampfparole *gegen* „die böse, verlorene Welt da draußen“, sondern das Angebot konkreter Lebenshilfe mitten *in* der Welt und im Alltag. Interessant ist, dass nach meiner Beobachtung zwar vergleichsweise wenige Lieder von „Arno und Andreas“ den Weg in die Gottesdienste der Gemeinden gefunden haben, aber dass umso mehr freikirchlich sozialisierte Freunde und Bekannte meiner Generation bis heute zahlreiche ihrer Lieder noch spontan auswendig singen können. Einige Beispiele: Dass Christsein und soziale Ver-

antwortung zusammengehören, klang bei ihnen so: „Wir saßen in der Kirche und sangen stille Nacht, / und im Stadtpark hat sich jemand umgebracht. / Man entdeckte ihn zu spät, denn Heilig Abend sind ja alle zu Hause (...) Frohes Fest, frohes Fest, / welch ein wirkungsloser Rest! Gott wird ein Mensch, weil er uns liebt. / Und seit es diese Nachricht gibt, gibt es Hoffnung.“ (Frohes Fest, Andreas Malessa, 1980). Als die Partei „Die Grünen“ 1980 gegründet wurde, da sangen „Arno und Andreas“ bereits als Christen auf ihre Art über den Auftrag zur Bewahrung der Schöpfung: „Ich ess’ so gerne Thunfisch, / aber neulich sagte jemand, / da sei Silber drin aus Japans Elektronikindustrie (...) Also ess’ ich keinen Thunfisch, / bin um eine Freude ärmer, / bin als menschliches Geschöpf ohne den Schöpfer bald erschöpft.“ (Thunfisch, Andreas Malessa, 1980)

Mal frech und pointiert, mal seelsorglich tröstend, immer ganz nah dran an dem, was Menschen in ihrem Leben bewegt, haben die beiden mit ihren Liedern, LPs und einigen Tausend Konzerten zwischen 1972 und 1991 bei zahlreichen Menschen prägende Spuren hinterlassen, die bis heute nachwirken. Ihre beachtliche Popularität in kirchlichen Kreisen der 1980er Jahre erklärte Andreas Malessa einmal so: „We are big fish in a small pool.“ „Große Fische in einem kleinen Teich“ wurden die beiden zusammen mit der Dieter-Falk-Band auch deshalb, weil die christliche Musikszene mit evangelistisch-missionarisch orientierten Konzerten damals noch ein relativ neues und überschaubares Phänomen war. Die Anzahl der reisenden christlichen Musiker war klein, die finanzielle und PR-Unterstützung durch christliche Verlage für die Musikproduktionen viel beschäftigter Künstler wie Arno und Andreas umso größer.

30 Jahre später hat sich dieses Verhältnis umgekehrt. Die Gründe dafür sind ein großes Thema, das ich hier nur streifen kann. Ein geändertes Musik-Nutzerverhalten, vor allem durch die Gratisangebote des Internets (spotify, Youtube u. a.) und radikal gesunkene Absatzzahlen bei CDs sorgen dafür, dass heute so gut wie kein christlicher Verlag noch bereit ist, das finanzielle Risiko einer Musikproduktion zu tragen. Die meisten christlichen Künstler (und nicht nur sie) produzieren ihre CDs darum längst auf eigene Rechnung und gänzlich ohne Verlagsunterstützung. Was diese Entwicklung auf Dauer für die kreative Vielfalt und die Förderung von begabten Nachwuchskünstlern bedeutet, wird sich zeigen.

Zurück zur Zeitreise: Anfang der 1990er Jahre begegnete ich in Gottesdiensten zum ersten Mal den Liedern von Graham Kendrick, dem Sohn eines Baptistenpastors aus Northamptonshire. Sein Lied „Shine, Jesus shine“, 1987 verfasst und inzwischen längst weltweit verbreitet, markiert für mich den Beginn einer neuen Lieder-Tradition, die sich schnell durchgesetzt hat und bis heute eindeutig die freikirchlichen Gottesdienste dominiert: Die „Lobpreis“-Lieder, auf neudeutsch: Worship-Songs, die ihren Ursprung in der charismatischen Bewegung haben. Grob vereinfacht würde ich den Wandel der prägenden Lieder von den 1980er zu den 1990er Jahren in ihrer theologischen Ausrichtung so beschreiben: von horizontal zu vertikal.

Auf das „gesungene Traktat“ über persönliche Glaubenserfahrungen von Mensch zu Mensch folgt nun das steile christologische Bekenntnis. Auf die kleinen, alltäglichen und aktuell lebensweltlichen Bilder von „Arno und Andreas“ oder Clemens Bittlinger folgen nun die großen, uralten mythologischen und kosmologischen Metaphern aus der alttestamentlichen Zions-Tradition oder der Offenbarung des Johannes. Arno und Andreas sangen von Glaubenserfahrungen und persönlichen Begegnungen in Kneipen oder beim gemeinsamen Spiele-Abend, Graham Kendrick bittet Jesus Christus, gleich das *ganze Land* mit Gottes Ehre zu füllen, und den Heiligen Geist, die Nationen mit Gnade und Barmherzigkeit zu überfluten: „Shine, Jesus, shine / Fill this land with the Father’s glory / Flow, river, flow / Flood the nations with grace and mercy.“

Zwei bis heute weit verbreitete „Hits“ der kirchlichen Szene verdeutlichen für mich ebenfalls diese inhaltliche Trendwende: 1988 erschien dieses Lied von Johannes Nitsch und Jürgen Werth: „So ist Versöhnung, / so muss der wahre Friede sein! / So ist Versöhnung! So ist Vergeben und Verzeihn!“ 1995 veröffentlichte Lothar Kosse diesen Song: „Groß ist unser Gott! Herr der Ewigkeit. / Er allein regiert über Raum und Zeit. / Souverän herrscht er, Schöpfer dieser Welt, / der in seiner Hand unser Leben hält.“ Ich kenne und mag beide Lieder schon lange, gestehe aber auch: Mir persönlich sind die gewaltigen, Zeit, Ewigkeit und Kosmos umspannenden Bilder vieler Lobpreis-Lieder fremd geblieben. Ich finde darin wenig, wo ich mit meinem Leben und seinen täglichen Konflikten und Erfahrungen innerlich andocken kann. Den meisten freikirchlichen Christen, darunter auch und gerade vielen jungen Leuten, geht es offenbar anders. Denn heute hat jede halbwegs funktionstüchtige Freikirche auch eine Lobpreis-Band, die mit Vorliebe genau diese Lieder singt. Ich nehme das zur Kenntnis. Und bin damit schon beinahe wieder im Jahr 2018 angekommen. Mit der – zugegeben – schlichten, aber offenbar immer wieder schwer im Gemeindealltag zu realisierenden Erkenntnis: Die Mischung macht’s!

Es muss nicht immer alles bis zur Langeweile ausgewogen sein. Doch so lange wir Jesus Christus bekennen als „wahren Menschen und wahren Gott“, möchte ich auch beides in unseren Liedern gewahrt sehen. Viele Lobpreislieder wirken auf mich so, dass sie zwar die erhabene Gottheit Jesu preisen, aber den im Garten Gethsemane Blut und Wasser schwitzenden verängstigten Menschen Jesus nicht sehen. Ich höre in diesen Liedern viel von Siegen, aber wenig von unseren Niederlagen im Glauben und Leben.

Natürlich hat jede Gemeinde ihre identitätsstiftende Tradition und Ausprägung, die sich auch in den von ihnen bevorzugten Liedern zeigt. Dennoch ist musikalische und inhaltliche Vielfalt in den Liedern der Gemeinde kein Zeichen von Beliebigkeit, sondern von Reichtum und Herzensweite. Singen stiftet Gemeinschaft, und die Lieblingslieder meines Nachbarn im Gottesdienst mitzusingen, auch wenn ich damit nicht viel anfangen kann, ist ein schöner Ausdruck für das, was die Christenheit weltweit immer noch übt: versöhnte Verschiedenheit.

Ein erfreuliches Beispiel für keineswegs beliebige Vielfalt ist für mich „Das Liederbuch“, 2013 unter diesem Titel herausgegeben von Gottfried Heinzmann und Hans-Joachim Eißler für das Evangelische Jugendwerk in Württemberg. Denn für dieses Liederbuch hatten die Herausgeber den Mut, nicht zu fragen, welche Lieder ihrer württembergischen Frömmigkeits-Tradition theologisch korrekt entsprechen. Sie fragten stattdessen, welche alten und neuen Lieder im Lebensgefühl und im Glauben der Jugendlichen und jungen Erwachsenen vorkommen. Im Ergebnis enthält das Buch Choräle von „Oh Haupt voll Blut und Wunden“ bis „Der Mond ist aufgegangen“, Worship-Songs von Albert Frey und Lothar Kosse, geistliche Lieder wie „Unser Vater“ (Christoph Zehendner/Hans-Werner Scharnowski) bis hin zu zeitgenössischen säkularen Hits von den „Toten Hosen“ („An Tagen wie diesen“) oder dem tiefgründigen Song „What if God was one of us“. Denn auch das haben die Herausgeber meines Erachtens richtig erkannt: Lieder, die uns Christen bei unserer Lebensdeutung helfen und begleiten, müssen nicht zwangsläufig von Christen geschrieben worden sein. Bis heute halte ich für wahr, was Paul Simon 1964 in seinem berühmten Lied „Sound of silence“ so formuliert hat: „The words of the prophets are written on the subway-walls“.

Ich singe gern die alten Choräle von Paul Gerhardt wie „Befehl du deine Wege“, weil sie mich daran erinnern, dass unser Glauben, Lieben und Hoffen nicht mit uns begonnen hat. Ich singe gern die Lieder der Brüder aus Taizé wie „Meine Hoffnung und meine Freude“, weil sie mit schlichten Worten und Melodien eine Zuversicht ausstrahlen, in die ich mich bergen kann. Ich versuche sogar, das nicht ganz einfache Lied „Privileg zu sein“ meines weit jüngeren Singersongwriter-Kollegen Samuel Harfst mitzusingen, weil meine inzwischen erwachsene Tochter es sich zu ihrer Taufe wünschte: „Ist es nicht wunderbar, / an diesem Tag zu sein. / Es ist ein Privileg, / erachte es nicht als klein. / Wenn du nicht weiterweißt, / sich Wahrheit als falsch erweist / und deine Philosophie, / bleibt nur tote Theorie. / Auch wenn du nicht mehr glaubst, / Erwartungen zurück schraubst / und sagst ‚an Gott glaub ich nicht‘, / sag ich dir ‚Gott glaubt an dich!‘ / Und er tut auch heute noch Wunder, / Stunde um Stunde, / Tag für Tag. / Tut der Herr heute noch Wunder.“

Mit Fragezeichen im Herzen aber singe ich im Gottesdienst eher aus christlicher Solidarität ein inzwischen recht populäres Lied wie dieses von Tobi Wörner (2008): „Mein Freudeschenker, mein Heimatgeber, / mein Glücklichmacher und mein Schuldvergeber, / mein Friedensbringer und mein Worteinhalter, / mein Liebesspender bist Du. / Du tust im Innern meiner Seele gut, / und Du tust, was Balsam auf den Wunden tut, / und Du suchst mich, wenn ich mich in mir verlier.“ Nach meinem Empfinden bedienen die Bilder dieses Liedes zu sehr ein narzisstisches Bedürfnis nach einem Wohlfühl-Evangelium, das Jesus Christus zum kuscheligen Freund und Erfüllungsgehilfen meiner privaten Glückssehnsucht degradiert. Der herausfordernde, kantige, rätselhafte und mich in Frage stellende Christus kommt nicht vor. Das stört mich. Aber vielleicht würde es

weiterhelfen, wenn ich mich nicht im Stillen über dieses Lied ärgern, sondern meine Mitchristen fragen würde, warum genau sie es so lieben.

Was ich mir – nicht nur, aber auch – für unsere Gemeindelieder wünsche, ist eine von Gottes Frieden beschützte offene Streitkultur: Worüber singen wir zu viel, worüber zu wenig? Welche Glaubens- und Lebensthemen blenden unsere Lieder aus und warum? Meine Meinung dazu lautet so: Ich halte unser gegenwärtiges Leben auf Erden nicht für ein „Jammertal“, finde aber trotzdem, dass wir zu wenig geistliche Lieder haben, die den Mut aufbringen, wie die Psalm-Sänger des Alten Testaments die Brüche und Verletzungen unseres Lebens und unsere bohrenden Fragen ohne Antwort vor Gott zu beklagen.¹

Summary

The author, who is a theologian, journalist and song writer, gives an autobiographical overview of his own encounters with Christian songs of differing origins. He experienced as formative the singing of old hymns, Christian youth songs, revival songs, Christian pop songs as well as modern worship songs. Significant thereby were the manifold spiritual and pedagogical orientations. The changed economic conditions of music production has affected Christian music too (downloads and streaming), so that publishers are less willing to finance productions in advance. The long term effects of this are not yet clear. Church congregations should strive for a reconciled variety in their musical repertoire. Narcissistically oriented texts of the nature of a feel-good gospel are nevertheless problematic.

Martin Buchholz, Magister der Evangelischen Theologie, freier TV-Journalist für ARD und ZDF, Liedermacher und Prediger; Scharrenbroicher Straße 67b, 51503 Rösrath; E-Mail: info@martinbuchholz.com

¹ Wie z. B. das Lied „Ich weiß es nicht“ von Martin Buchholz (2001).